

Die Seligpreisungen nach Matthäus

Veröffentlichungen im Bildungswerk der Erzdiözese Freiburg

Freiburg i.Br. 11/2016*

von Klaus Kühlwein

Inhalt

- *Der Text*
- *Vorbemerkung: Berg ist nicht gleich Berg*
- *Eine neuer Mose und mehr*
- *Selig die Einfaltspinsel?*
- *Arm sein*
- *Die Trauernden und Ohnmächtigen*
- *Die Gewaltlosen*
- *Nach Gerechtigkeit Sehrende und Barmherzige*
- *Herzensreine, Friedensstifter und Verfolgte*

Der Text

Zum Auftakt der Bergpredigt überrascht Matthäus mit einer Liste von Seligpreisungen, die Jesus bestimmten Menschengruppen zuspricht (5,3-12):

Selig, die arm sind vor Gott; denn ihnen gehört das Himmelreich.

Selig die Trauernden; denn sie werden getröstet werden.

Selig, die keine Gewalt anwenden; denn sie werden das Land erben.

Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; denn sie werden satt werden.

Selig die Barmherzigen; denn sie werden Erbarmen finden.

Selig, die ein reines Herz haben; denn sie werden Gott schauen.

Selig, die Frieden stiften; denn sie werden Söhne Gottes genannt werden.

Selig, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn ihnen gehört das Himmelreich.

Selig seid ihr, wenn ihr um meinetwillen beschimpft und verfolgt und auf alle mögliche Weise verleumdet werdet.

Freut euch und jubelt: Euer Lohn im Himmel wird groß sein. Denn so wurden schon vor euch die Propheten verfolgt.

Diese Worte sind das Fundament, auf dem Jesus seine gesamte Bergpredigt stellt. Die „Seligpreisungen“, wie sie gemeinhin heißen, sind keine Vertröstungen für ein fernes jenseitiges Leben, sondern Glückwünsche hier und jetzt. Mit sanften, eindringlichen Worten beglückwünscht Jesus Menschen, die auf der Schattenseite religiös-gesellschaftlichen Lebens stehen. Die Zusagen sind so breit gestreut, so verheißungs- und aussagevoll, dass sie wie eine kunstvolle Ouvertüre klingen, die das ganze Musikstück Bergpredigt zu verdichten vermag.

Vorbemerkung: Berg ist nicht gleich Berg

Liebte Jesus Berge? Die Frage klingt merkwürdig. Doch sie drängt sich auf, wenn man von Matthäus bis Johannes herumblättert. Gleich im ersten Evangelium stoßen wir zu Beginn des öffentlichen Wirkens Jesu auf einen Berg. Matthäus erwähnt ihn wie zufällig. Weil Jesus die vielen Menschen sah, die ihn hören wollten, stieg er eben auf die nächst beste Höhe. Dort setzte er sich und begann zu lehren. Eigentlich ist das nicht außergewöhnlich. Israelkundige werden diese Szene mit Jesus noch weniger staunenswert finden. Am Nordufer des Sees Genesareth führt jedes Touristenprogramm auch zum Berg der Seligpreisungen. Es ist eigentlich kein Berg, eher eine Hügellandschaft, wo Jesus nach alter Überlieferung seine berühmten Preisungen mit den weiteren Bergworten gesprochen haben soll.

Eine neuer Mose und mehr

Aus dem Blick zurück und von dort aus wieder nach vorne gewinnen so manche Bemerkungen und Anspielungen im Matthäusevangelium ein anderes Gewicht als wären sie neutral geschrieben. Die Chiffre *Berg* und *Lehre* auf dem Berg steht zweifellos an vorderster Stelle.

Im jüdischen Empfinden ist der *Berg* der klassische Ort wirkmächtiger Gottesoffenbarung. Auf dem Berg zeigte sich Jahwe in Herrlichkeit, in Macht und Gesetzen oder auch im leisen Säuseln. Herausragend dafür war der legendäre Gottesberg Horeb, von dem im alten Israel niemand mehr zu sagen vermochte, wo er eigentlich liegt. Aber jedem in Israel wurde von Kind an erzählt, was sich am und auf dem Horeb zu Zeiten des Mose zugetragen hatte: Der feierliche Empfang der heiligen Tora mit dem Bundschluss zwischen Jahwe und den Kindern Israels. Vereint mit dem zusammenhängenden Exodus bildet dieses Ereignis den Identitätskern des jüdischen Selbstverständnisses – bis heute. Von diesem lebendigen Geschichtsbewusstsein her ist es ein unverkennbares Signal, wenn Jesus auf einen Berg steigt und lehrt. Je genauer wir obendrein uns die näheren Umstände und Inhalte dieser ersten großen Jesusrede vor Augen halten, desto massiver leuchtet der religiöse Hintergrund der Episode auf.

Unmissverständlich verweist Matthäus auf ein zweites und endgültiges Heilshandeln Gottes. Beim ersten Mal war Mose der gesandte Retter und Lehrer Israels. Jetzt ist es Jesus. Damals stieg Mose auf den Berg, ließ das Volk am Fuße zurück und nahm nur sieben Älteste mit. Jetzt steigt Jesus erneut auf einen Berg, lässt das Volk unten und hat nur seine Jünger bei sich. Auf dem Berg empfing Mose den höchsten Gotteswillen für das Volk, die Gebote der heiligen Tora. Jesus übermittelt auf dem Berg seinen Jüngern und dem Volk auch den höchsten Gotteswillen, aber jetzt kraft eigener Autorität. Mose und die Propheten sprachen stets im Namen Jahwes. Gemeinhin eröffneten sie ihre Reden mit der Formel: »So spricht der Herr ...«. Jesus wird im Zentrum der Bergrede, wenn er sein neues Gesetz vorstellt, sprechen: »Ich aber sage euch«.¹ Damit überbietet er die Propheten und auch Mose, den ersten unter den Gottesmännern Israels. Für Matthäus ist wichtig: Jesus tritt mit messianischer Autorität auf und verkündet in seiner Person dem Volk den letzten wahren Gotteswillen.

Aus der matthäischen Szenenbeschreibung ist unverkennbar, dass die vielen Menschen am Fuß des Berges, die Jesus zuhören, das Volk Israel repräsentieren. Matthäus notiert (4,25): »Scharen von Menschen aus Galiläa, der Dekapolis, aus Jerusalem und Judäa und aus dem Gebiet jenseits des Jordans folgten ihm« (gemeint Jesus). Jesus sieht diese Menschen und steigt auf einen Berg. Bei der summarischen Aufzählung orientierte sich Matthäus neben der Hauptstadt Jerusalem an den drei klassischen Landstrichen, die traditionell das *Gelobte Land* ausmachen. Das Gebiet der freien zehn Städte (Dekapolis) findet deshalb Erwähnung, weil es im Königreich David zu Israel der Väter gehörte. Durch eine einflussreiche Traditionslinie wurde dieses Wissen wach gehalten.

Damit sind nicht allein die Jünger oder andere ausdrückliche Anhänger Adressaten der Bergpredigt, sondern das ganze Volk. Für Matthäus ist wichtig, dass sich die anfängliche Sammlung Israels zu einer allgemeinen Völkersammlung weitet. Am Ende des Evangeliums sendet der auferstandene Herr seine Jünger zu allen Völkern, um aus ihnen neue Jünger zu gewinnen (Kap. 28,19f). Diese sollen sie lehren, alles zu befolgen, was Jesus geboten hatte. Spätestens hier ist klar: alle Menschen sind letztlich Adressaten der Bergpredigt. Wer sich zur Jüngerschaft entschließt, gehört zum neuen Volk Gottes aus Juden und Heiden. Es lebt in der Nachfolge ihres Herrn und hält treu seine Weisungen. So wird es zum »Salz der Erde«, zum »Licht der Welt«, zur »Stadt auf dem Berge« (Kap. 5,13f).

Welcher Art von Lehre legte Jesus auf dem Berg seinen Jüngern aus aller Welt ins Herz? Müsste es nicht das Gesetz der Tora betreffen? Jeder Hörer erwartet, dass er als der neue Mose autoritativ der Tora etwas hinzufügt oder wegnimmt, sie

verschärft oder glättet. Nach dem bisher Bedachten liegt das auf der Hand. Viele Bergpredigtinterpreten denken in diese Richtung. Beispielhaft verfährt der jüdische Autor Pinchas Lapide.² Er behandelt den Berggang Jesu und dessen darauffolgendes Grundsatzstatement in Kap. 5,17-20 als feierliche Präambel zu einem Reigen verschärfter Auslegungen wichtiger Gesetze. Erst danach sieht er den Weg frei für die Einzelauslegung. Es ist reizvoll, so vorzugehen. Die Predigt auf dem Berg passt dann wunderbar in das Schema, das sich nach dem Gesetz und dem Gesetzesverständnis ausrichtet.

Doch Jesus stellt sich diesem planvollen Ansinnen offen in den Weg. Statt endgültige Gesetzesweisungen vorzutragen, beglückwünscht er verschiedene Menschen mit sanften, eindringlichen Worten. Die Glückwünsche sind so breit gestreut, so verheißungs- und aussagevoll, dass sie wie eine kunstvolle Ouvertüre klingen, die das ganze Musikstück verdichten vermag. Wer sich daran vorbeimogelt, und das Gesetzesverständnis zur Präambel macht, vertauscht Henne mit Ei. Die Seligpreisungen sind keine Verschiebemasse im Bergpredigtkorpus. Sie stehen genau dort, wo sie stehen müssen. Diese Worte Jesu richten die Bergrede aus, und zwar auf einem Fundament, das sie selbst bilden.

Selig die Einfaltspinsel?

»Gepriesen sind die Skifahrer«. Diese ausgefallene Preisung legte der satirische MONTY PYTHON-FILM „*Das Leben des Brian*“ dem bergpredigenden Jesus in den Mund. Wohl nur Engländern ist es vergönnt, schwarzen und trockenen Humor so unnachahmlich aufzubereiten und fein auszustreuen wie es der Python-Truppe im Brianfilm gelang. Kein Religionslehrer in Deutschland kommt an dieser ulkig-bösen bis nachdenklichen Klamotte über den Jesusdoppelgänger *Brian* vorbei. Gleich nach dem Vorspann taucht die Szene mit den Seligpreisungen auf. Treu nach Matthäus preist Jesus die *Armen im Geiste*, die *Trauernden*, *Barmherzigen* und so fort. Währenddessen wird der Fernsehzuschauer mit dem Verhalten Neugieriger in der letzten Reihe konfrontiert. Der bunt zusammengewürfelte Haufen hört Samstagnachmittag einem Wanderprediger zu und bricht dabei einen kleinkarierten Streit inklusive Prügelei vom Zaun. Jesu Preisungen der Skifahrer oder auch der Griechen dringen sporadisch durch und karikieren die Situation vollends. Was sich da abspielt ist komisch, belanglos, ja skurril. Der Zuschauer hat den Eindruck, die nörgele Gruppe ist nur vor die Stadt gegangen, um etwas zu erleben, irgend etwas, Hauptsache zeitvertreibend und amüsant.

In welchem Kontrast dazu steht der feierliche Ton der Originalseligpreisungen und das ganze Gewicht des matthäischen Ambiente! Doch völlig befremdlich wirkt die

Auftaktsatire in Pythons Brianfilm nicht. Diskussionsfreudige und kundige Bibelleser werden am ehesten Verständnis dafür haben. Wie oft haben sie sich geplagt, vielleicht sogar gezankt, um die rechte Übersetzung derjenigen, die Jesus als erste seligpreist. Bibelübersetzungen und gescheite Kommentarhilfen werden die Verwirrung noch gesteigert haben. Es ist auch ein Jammer. Warum schrieb Matthäus nicht schlicht und einfach: »Selig sind die Armen«, so wie es sein Evangelistenkollege Lukas komplikationslos tat? Nein! Er fügte eine Wendung ein, über die Generationen gutwilliger Bibelleser regelmäßig stolpern sollten. Eigentlich ist dieser Dativ-Zusatz klar formuliert, doch er hat es in sich. Schon bei der Übersetzung fängt das an. Viele Bibelausgaben sind sich zu schade, wörtlich und blank das Attribut *im Geiste* zu übernehmen. Luther hat eine literarische Schneise geschlagen, als er sich für »Selig sind die da geistlich arm sind« entschied. Anderweitig interpretationsfreudig gibt sich die Einheitsübersetzung und formuliert: »Selig, die arm sind vor Gott«.

»Geistlich Arme, das sind phantasielose Leute«, erklärte lakonisch meine inzwischen 13jährige Tochter auf entsprechende Nachfrage. Das war noch harmlos. Umgangssprachlich bieten sich weit herbere Ausdrücke für geistliche Armut an. Sind es vielleicht die Dummen, die Törichten, die Tölpel oder sind es Einfältige, Naive, Einfaltspinsel, eben jene, „die´s nicht blicken“? Weit hergeholt ist das nicht. Eine vertrackte Wendung: *geistlich arm sein* oder: *arm vor Gott sein*! Schnelle Assoziationen führen auf Abwege. Am besten ist es, vom matthäischen Originalton auszugehen und ihn vor dem Horizont der jesuanischen Verkündigung zu sehen.

Arm sein

Zweifellos sind die seliggepriesenen Armen bei Lukas die Habenichtse, nicht nur die Bettler, auch die Tagelöhner, die am Hungertuch nagenden Handwerker und Pächter sowie alle, die von der Hand in den Mund leben. Diesen gilt Jesu freundlicher Zuspruch; sie sollen sich glücklich wähnen, denn das kommende Gottesreich sei ihnen. Die tröstende Sorge Gottes um die Armen ist gut jüdisch-alttestamentlich. Die Zusage jedoch fällt aus dem Rahmen. Da wird Jesus originär. Matthäus begreift die Adressaten umfänglicher, zugeschnitten allerdings auf bestimmte Menschen. Im Geiste Arme können jene sein, die leere Taschen haben, aber auch jene, die kein Hundeleben führen müssen, die ganz gut bis glänzend über die Runden kommen. Das klingt gar nicht nach dem Armutsideal, was vielfach im Evangelium tonangebend ist – gerade bei Lukas. Für Matthäus ist wichtig, dass Armut nicht allein am dürren Geldbeutel hängt. Im Namen Jesu stellt er eine andere Armut vor, eine, die dem Gottesreich gegenübersteht wie die leere Zisterne dem Regen. Die gefüllte Zisterne wäre nicht das Gegenteil. Knackpunkt ist nicht voll oder leer, nicht quantitativ arm oder reich, sondern die persönliche Einstellung. Zu

was? Nun, die Lösung liegt ganz nah, noch im selben Satz, nämlich die Einstellung zum Reich Gottes. Warum werden die Seligpreisungen häufig so arg auseinandergerissen und häppchenweise analysiert? Als wenn Jesus im Gießkannenverfahren die Verheißungen verteilt hätte. Adressat und Zuspruch erläutern sich wechselseitig!

Schon der Dativ *im Geiste* ist ein Hinweis darauf. Es ist ein Dativ der Beziehung. Der instrumentelle Dativ wäre grammatisch auch möglich, aber er führt auf den Abweg moralischer Leistungs- und Eliteethik. Also nicht arm durch den eigenen Geist oder den Gottesgeist, sondern arm in Bezug auf sich selbst und wiederum in Bezug auf das Gottesreich. Konkret zeigt sich das in der persönlichen Haltung Gott gegenüber: wie man sich ihm nähert, wie und was man erhofft.

Hier leuchtet ganz hell Jesu ureigenes Anliegen auf. Es gibt der Bergpredigt und dem Evangelium ein unumstößliches Fundament. Dennoch ist es ständigen Erschütterungen ausgesetzt. Jesu Botschaft der heilen und heilenden Mensch-Gott-Begegnung wird von menschlicher Seite immer wieder in Frage gestellt, attackiert, undefiniert oder eingegrenzt. Am Ende kommt eine Gottesbeziehung heraus, die vollgestopft ist mit projektiven Erwartungen, Wünschen, auch Ängsten aller Art. Genau dagegen wendet sich die erste Seligpreisung. Arm im Geiste für das Gottesreich ist jener, der Gott nicht fordernd, nicht verrechnend und berechnend gegenübertritt, der Gott nicht in den Griff nehmen möchte, damit er schön handlich und stolz vorgezeigt werden kann oder passgenau die persönliche Andachtsecke ausfüllt. Vielmehr lässt der Arme im Geiste Gott kommen und empfängt ihn wie ein argloses Kind.

Das hat nichts mit mangelndem Selbstbewusstsein zu tun. Sich niedrig einschätzen, demütig sein – diese Tugend wird den Armen im Geiste gerne nachgesagt und notfalls streng angemahnt. In wieviel Selbstverachtung haben sich Menschen getrieben und treiben lassen, die solchen Moralpredigten ausgesetzt waren! Ohne Zweifel, Sich-bescheiden-Können in Demut ist wertvoll. Recht geübt macht es nicht nur frei, sondern auch stark, stark an Persönlichkeit und Selbstschätzung. Jesus war das beste Beispiel dafür. Was jedoch in der religiösen Praxis zweitausend Jahre christlicher Tradition daraus wurde ist unrühmlich bis skandalös. Die erste Seligpreisung jedenfalls bietet dafür keine Plattform. Wahre Armut im Geiste hat nichts mit „klein machen“ und bescheidenem Verharren vor der lauten aufdringlichen Welt zu tun. Sie kann sehr wohl in der vordersten Riege mit Menschen streiten, energisch auftreten und etwas einfordern.

Die Trauernden und Ohnmächtigen

Haben die Menschen im alten Israel mehr getrauert als wir heutzutage? Jesus mußte gute Gründe gehabt haben, die Trauernden hervorzuheben und unmittelbar anzusprechen. Wen hatte er vor Augen und was betrauernten die Leute, die getröstet werden sollen?

Die kirchliche Tradition favorisierte lange Zeit die Bußtrauer. Schmerz über die Sünde, die schuldhaftige Nichtigkeit vor Gott sei es, was die Seelen gräme. Sicherlich ist dieser Aspekt mitzudenken, doch in einem anderen Verstehenszusammenhang. Man ahnt, welches Interesse und welche Praxis sich hinter der moralischen Zerknirschungs-Theorie verbarg: die Herrschaft ausgefeilte Bußkataloge kleiner und großer Verfehlungen mit höchst kirchenamtlichen Vorschriften im Rücken, die wohl getrimmte Bußen vorsehen.

Im Gegenzug spricht die zweite Glücklichspreisung auch nicht jeden Trauernden an, egal über wen oder was er weinen muss. Das Trostwort Jesu durchmisst ebenso wenig Feld, Wald und Wiesen wie bei den anderen Zusprüchen. Die Seligpreisungen werden durch das Band *Reich Gottes* geeinigt. Dessen Horizont ist ihr Horizont, dessen Adressaten sind ihre Adressaten. Als Jesus während seiner Antrittspredigt den Hoffnungstext Jesajas über das ersehnte Gottesheil las, nannte er auch Trauernde, die von Gott getröstet werden sollen. Damals meinte Jesaja Weinende um das zerstörte Zion Jerusalem. Jesus bezog sich auf seine Botschaft vom angekommenen Gottesreich und sprach Weinende um das verlorene Heil überhaupt an.

In unserer alten Familienbibel gab es ein großes Bild, das die Vertreibung aus dem Paradies zeigte. Niedergeschlagen und einer ungewissen Zukunft entgegen trotteten Adam und Eva weg vom Garten Eden. Adam versucht, stark zu sein. Er stützt seine Frau, die bitterlich in ihre rechte Hand weint. Drohend und abweisend steht der Engel mit Flammenschwert vor dem verschlossenen Tor zu Eden. Die Verjagten schauen nicht zurück, ihr Anblick ist trostlos. Trauern beide gleichermaßen? Adam leidet, doch trauert er? Eva schämt sich der Tränen nicht und demonstriert keine Kraft, wo alles in ihr zerbrochen ist. Den Betrachter des Bildes befällt Mitleid, und eigene Trauer steigt hoch, je mehr wir uns selbst darin erkennen. Marc Chagall hat in seinem Bibelzyklus diese Szene ebenfalls künstlerisch gestaltet. Düster ist der Eindruck, trotz der reichlichen Grüntöne. Mit mächtiger Armgeste verweist der Engel Adam und Eva aus dem Paradies, hinein in eine trost- und heillose Welt. Kenner und Fans der Star-Trek-Filme über die Abenteuer des Raumschiffs Enterprise wissen, was der erste Offizier und Vulkanier Mr. Spock in seiner Privatkajüte an der Wand hängen hat. Es ist das Bild Chagalls *Vertreibung Adam und Evas aus dem Paradies*. Auf die interessierte Frage einer außerirdischen Dame antwortete Spock: »Es erinnert mich daran, dass alles ein Ende hat.« Nun ist Mr. Spock ein

Halb-Vulkanier und hat bekanntlich größte Schwierigkeiten mit menschlichen Gefühlen, wie zum Beispiel *Trauer*. Haben deshalb die Star Trek Macher ihm gerade dieses Bild zugeschanzt? Ausgerechnet Spock muss damit durch die unendlichen Weiten des Weltraums fliegen, wo er doch genug Häme seiner Brückenkollegen ertragen muss, allem voran von Captain Kirk. Vielleicht ist dem Produktionsteam die menschliche Trauer so wichtig, dass auch ein „gefühlskaltes“ Wesen ihr nicht ausweichen sollte.

Trauer muss zugelassen werden. Sie muss erlebt und durchlebt werden, sonst ertrinkt der Mensch an seinen eigenen Tränen oder erstickt an seinen verschluckten Worten des Leids. Die Trauerpsychologie hat das in den letzten Jahrzehnten wissenschaftlich hinlänglich erforscht. Und in Volksweisheiten zahlreicher Kulturen anerkennen Sprichwörter und Brauchtum die immense Bedeutung der Trauer. Aus dem Alten Testament sei Jesus Sirach (7,34) erwähnt, der rät: »Entzieh dich nicht den Weinenden, vielmehr trauere mit den Trauernden.« Haben Pharisäer, Sadduzäer, Zeloten, Essener und auch Johannes der Täufer wirklich getrauert? Mir scheint, sie wollten eher stark sein und die desaströse Lage in den Griff kriegen. Die Erde ist verloren – so ihr Tenor, doch sie hatten Pläne zur Rettung, wenigstens der eigenen Haut. Ihre apokalyptische Betriebsamkeit glich einer endlosen Tretmühle. Doch Tretmühlen sind schlecht geeignet für Trauerarbeit. Sie lenken ab von dem ungeschützten Tiefenblick auf die eigene Mauer der Angst und Scham gegenüber Gott, und sie gaukeln Schritte vor auf dem Weg zur Erlösung aus dieser Welt. Jesus stellte sich offen zu den Trauernden in dieser Welt, zu jenen, die verwundet waren vom Unheil. Sie hatten keine Strategie an der Hand fürs Überleben in Ewigkeit. Sie lebten hier und jetzt, und sie beweinten ihr Unheil. Ihnen sprach Jesus Tröstung zu. Die futurische Zusage im Passiv zielt auf das Reich Gottes, das gerade in Begriff ist, diese Welt wie ein Sauerteig zu durchsäuern. *Jetzt* ist die Zeit, nicht einst im Himmel. *Jetzt* tritt der Engel beiseite und gibt das Tor zum Garten Eden frei.

Es muss Jesus sehr wehgetan haben, dass die hemdsärmelige Geschäftigkeit vieler Pharisäer und anderer mit der Sache Gottes blind machte für den freien Weg nach Eden.

Die Gewaltlosen

»Selig, die keine Gewalt anwenden, denn sie werden das Land erben«, so formuliert die Einheitsübersetzung die zweite Seligpreisung. Ich halte es nicht für gelungen, das griechische Wort *praüs* mit „*die keine Gewalt anwenden*“ wiederzugeben. Zuviel Berechnung, beinah Taktik schwingt im Hintergrund. Frühere katholische

Übersetzungen haben sich lieber für *sanftmütig* entschieden, so wie Luther es einführte und wie es in protestantischen Bibelausgaben noch ungebrochen lebendig ist. Sanftmut tendiert schon stärker auf eine Eigenschaft, die den Wesenszug eines Menschen spiegelt. Doch ganz frei von tugendsamen Bemühen ist Sanftmut nicht. Der einheitliche Charakter der ersten vier Seligpreisungen verlangt eine unmissverständliche Begriffswahl. *Praüs* beschreibt das Befinden einer Gruppe von Menschen, die das Land erben werden. Aus dem Munde Jesu ist nicht das restituierte Israel gemeint, sondern der Lebensraum des Gottesreiches auf Erden. Die Angesprochenen fügen sich nahtlos ein in die Reihe der Armen im Geiste, der Trauernden und der Hungernden nach Gerechtigkeit (nächste Glückspreisung). Semantisch lässt *praüs* Übersetzungen zu, die um Sanftmut, Demut, Zurückhaltung kreisen. Beim Abstecken der Zielgruppe machen Exegeten oft davon Gebrauch. *Machtlos*, *ohnmächtig* oder *wehrlos* ist wörtlich oder sinngemäß immer dabei. Eugen Drewermann hat sich in seinem Matthäus-Kommentar¹ für *wehrlos* entschieden. Wehrlose seien jene, die von den Mächtigen dieser Welt bedrängt werden, ohne dass sie es vermögen, den Gewalttaten zu entgehen oder sie zu unterbinden. Dieser Aspekt sieht richtig eine zentrale gesellschaftliche Problematik der Adressaten. Doch die religiöse Dimension der Glückseligkeit ist ebenso wichtig. Sie ist sogar der Drehpunkt, aus dem sich die anderen Gesichtspunkte entfalten. Ich halte die Wortwahl *ohnmächtig* am ehesten geeignet, diesem Anspruch gerecht zu werden.

Die Ohnmächtigen haben nichts in der Hand, womit sie trumpfen könnten auf der Bühne der Welt. Kein As gegenüber Gott und keines im unbarmherzigen Spiel gesellschaftlicher Machtkämpfe sichert ihnen Vorteile. Wieder waren es die großen religiösen Gruppierungen in Israel, die glaubten, alle guten Karten im Ärmel zu haben. Ihr elitäres Selbstverständnis war mit einer religiösen Machtposition gekoppelt. Den einzig passenden Schlüssel zu Gott hatten sie in Verwahrung. Jesus stritt nicht um diesen Schlüssel. Überraschend verkündete er, dass Gott von seiner Seite das Tor zu Eden geöffnet hat. Die Ohnmächtigen sind glücklich zu nennen, denn sie sehen das alte-neue Land, und sie werden es erben.

Nach Gerechtigkeit Sehende und Barmherzige

Wenige Worte werden so oft beschworen und dennoch unaufhörlich missbraucht oder getreten wie *Gerechtigkeit*. Auch Matthäus liebt diesen Ausdruck. An brennpunktartigen Stellen der Bergpredigt zitiert er ihn allein fünfmal. Jesus spricht von Gerechtigkeit, nach der sich Menschen sehnen und die Menschen selbst ausüben sollen. Beide Richtungen sind Thema der Bergrede. In der Präambel zu den handlungsorientierten Antithesen wird die neue Gerechtigkeit angemahnt, die der Jün-

ger leben soll. In der Glücklichspreisung hier weist Jesus auf Sehnsucht nach Gerechtigkeit hin. Drewermann² geht soweit, dass er »hungernd und dürstend nach richtigem Leben« übersetzt. „Richtig leben“ bedeutet für ihn erfüllt, authentisch leben. Das heißt sich mit unserem modernen Gerechtigkeitsbegriff der gleichen Verteilung und kompromisshaften Zuteilung – möglichst juristisch abgesichert. Doch die biblische *Gerechtigkeit* ist bodenständiger, lebensnäher. Drewermann macht zu recht darauf aufmerksam. Erst auf dem Humus griechisch-römischer Staatsphilosophie degenerierte die Gerechtigkeit in sortiertes Kanzleidenken, oben und unten, rechts und links.

Wenn Jesus von Gerechtigkeit spricht, meint er Lebensumstände, in denen Menschen satt werden. Die danach hungern und dürsten sollen gesättigt werden, so die vierte Zusage. Für die bevorzugten Adressaten der Reich-Gottes-Botschaft war der Hunger nach rechtem Leben eine Existenzfrage. Als Underdogs mussten sie vegetieren. Von den Arrivierten in Religion und Gesellschaft waren sie abgeschrieben. Nicht mal ein Lebensdrähtchen zu Gott gestand man ihnen zu, auch keinen Fußbreit Leben in gesellschaftlicher Achtung und Würde. Dahinter stand eine arrogante Selbstgerechtigkeit, die Jesus entlarvte, als er die „verlorenen“ Kinder Gottes glücklich pries. Diese werden satt werden, nicht die vermeintlich Satten. Ihr Leben ist eine Illusion. Sie glauben, Fülle zu haben, aber nichts als Leere gähnt in ihnen. Sie glauben, Gott zu haben, aber vor lauter Eigenberäucherung sehen sie ihn nicht. Die Hungernden und Dürstenden haben nichts, worauf sie sich ausruhen und was ihnen die Sicht nehmen könnte. Ihre Sehnsucht nach Leben in Schalom wird gestillt, denn das Reich Gottes breitet sich aus.

Jesus war immer für Überraschungen gut. Wer ihm „ordentliche“ Fragen stellte, musste auf „ordnungssprengende“ Antworten gefasst sein. So erging es auch jenen Pharisäern, die Jesus wegen des Verhaltens seiner Jünger zur Rede stellten und Erklärung verlangten (Mt 12,1ff). Die Jünger waren durch Kornfelder gestreift, hatten Ähren gerupft und aufgeessen. Im Dienst des Bauers, dem die Felder gehörten, standen die Pharisäer nicht. Ihnen ging es auch nicht um ein paar Erntehalme weniger. Gegen eine Mundvoll Körner bei Hunger wären nur raffgierige Gutsbesitzer vorgegangen – oder Bauern, deren Parzelle so klein war, dass die Jünger einem Heuschreckenschwarm gleichkamen.

Nein, die Angelegenheit war höchstamtlich und hakte woanders: der Kalender zeigte Sabbat. Die strikte Arbeitsruhe an diesem Tag war heilig. Gott selbst und die Engel im Himmel ruhten am Sabbat der Woche. Wenn sich ein Toragebot in der ansonsten gleichwertigen Gesetzesreihe über die Zeit herausgehoben hatte, dann diese Sabbatvorschrift. Im Frühjudentum war der heilige siebte Tag zu einem Identitätsgebot par excellence geworden.

Von ihrem Standpunkt her kritisierten die Pharisäer zu recht das Ährenraufen der Jünger. Hätte Jesus auf Notlage plädiert, wären die frommen Hüter der Tora wohl leuchtenden Auges in einen Gesetzesdisput über Ausnahmeerlaubnisse eingetreten. Doch Jesus zog sich weder den Schuh des Gesetzesbruchs an, noch den Sonderfall-Pantoffel. Kurzerhand hievte er den Streitkasus auf eine andere Ebene. »Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer«, begründete Jesus entwaffnend. Gegen dieses Zitat aus dem Propheten Hosea (6,6) konnten die Pharisäer nichts einwenden, allenfalls dessen Bezug auf die aktuelle Sabbatfrage anzweifeln. Aber dazu ließ es Jesus gar nicht kommen. Beispielhaft verwies er auf den hungrigen David und seine Mannen, die seinerzeit sogar heilige Brote aus dem Gotteshaus stibitzten. Die Barmherzigkeitsforderung nach Hosea macht den *Hunger* zum Angelpunkt im Streitfall. Nicht, weil es David war, sondern weil er und seine Genossen Hunger hatten und nichts anderes fanden, bedienten sie sich so dreist. Gott brauchte dabei keine Augen zudrücken. Es war recht. Barmherzige Güte stehe über allen Gesetzesvorschriften. Auch das öffentlichste Gebot mit dem Charakter von Staatsräson auf Erden und im Himmel habe sich dem Wohle des Menschen zu beugen.

In der Anschlussgeschichte zu einem weiteren Sabbatkonflikt (Mt 12,9ff) insistierte Jesus ohne Umschweife auf das Gute. Die Fangfrage der Pharisäer, ob Heilen am Sabbat erlaubt sei, beantwortete Jesus mit einer Gegenfrage, die die Lösung enthielt. Wer würde sein Schaf, das in eine Grube gefallen ist, nicht herausziehen – Sabbat hin, Sabbat her? Wie sollte man dann Menschen gegenüber gleichgültig sein? Sicherlich, bei Gefahr für das Tier! – hätten die Fallensteller Jesu erwidern können. Aber wo, bitte schön, sei bei diesem Manne mit der lahmen Hand Gefahr im Verzuge? Stillschweigend und spitzbübzig hebelte Jesus den im Raum stehenden Einwand aus, indem er seine andere Argumentationsebene verdeutlichte.³ Es gehe nicht um fallweise Ausnahmen hier, um Haarspalterei dort oder sonst um Gelehrten-Hick-Hack, es gehe darum, Menschen – auch Tieren – Gutes zu tun, barmherzig zu sein. Welche Rechtsvorschrift, sei sie noch so heilig, wolle dazu in Konkurrenz treten?

Für Jesus ist barmherzige Liebe Nabe und Reif des Lebens in einem. Die Haltespeichen entspringen dem Zentrum und münden in den umfangenden Radlauf. Dieser hält Kontakt zum Weg, nicht die Streben. Und diese Streben haben Halt durch die Nabe, nicht aus sich heraus.

Barmherzige werden Barmherzigkeit finden, sichert Jesus in der Glücklichspreisung zu. Das gilt nicht nur am Ende der Zeit beim Weltgericht, dessen Szenario Matthäus im fünfundzwanzigsten Kapitel beschreibt. Die parallele Formulierung und die Intention aller Worte sprechen auch für konkrete Erfahrung von Barmherzigkeit im Leben. Der Reich-Gottes-Schalom baut auf barmherzige Liebe, umfängt je-

den – gerade Sünder – und stiftet gegenseitig zu dieser Liebe an. Jesus war optimistisch. Mit dem Fall der Angst- und Schamauer gegenüber Gott sah er auch dieselben Mauern zwischen den Menschen bröckeln. Vertrauende Liebe hat die Kraft der Trompeten von Jericho. Manchmal genügt schon ein leiser Ton und taubste Hartherzigkeit beginnt zu zerfließen.

Herzensreine, Friedensstifter und Verfolgte

In der fünften Glücklichspreisung greift Jesus den Willen zur Liebe auf und verschmilzt ihn mit einem lauterem Herzen. Wer ein reines Herz habe, werde Gott schauen. Um Missverständnissen gleich vorzubeugen: Das Prädikat *reines Herz* bezieht sich nicht auf einen moralischen Zustand de lux am Ende eines langen, erfolgreichen Fitnessstrainings durch die Gefilde und Klippen der Tugend. Das reine Herz meint auch nicht den bestandenen Abwehrkampf gegen die Attacken von Verunreinigungen, die überall im alltäglichen Leben lauern.

Im poetischen Sprachgebrauch hat sich ein *Herz*-Verständnis bewahrt wie es der hebräischen Denkwelt entspricht. Mit dem Herzen freuen wir uns und leiden – ja; mit dem Herzen *wollen* wir aber auch, im Herzen verfolgt der Mensch gute oder schlechte Absichten und entscheidet sich für das Gute oder Böse. Zwar haben längst Psychologie und Biologie den gesamten ethischen Entscheidungsprozess ins Gehirn verschoben, doch für Poesie und semitisches Denken bleibt das Herz anthropologisches Zentrum, in dem *Gewissen* erfahren wird. Ein reines Herz ist zum Guten bereit, zur Liebe, zur Barmherzigkeit. Es strebt nach der Vollkommenheit, die Jesus als *größere Gerechtigkeit* und wahre Feindesliebe (Mt 5,20.48) einfordert. Ein hehrer Plateauzustand ist hier nicht angesprochen, sondern das redliche Mühen um authentisches Leben nach der innersten, reinen Herzensstimme.

Über die Jahrhunderte des Wachstums religiöser Riten – insbesondere nach dem Exil – geriet das lautere Herz in den Strudel der kultisch tadellosen Reinheit. Was mündlicher Traditionswust, zusätzliche Vorsichtsmaßnahmen und zuweilen obsessiver Heiligungseifer abverlangten, demonstrierten pharisäische und esseni-sche Lebensführung zur Genüge. Matthäus (15,1-20) überliefert ein Konfliktgespräch zwischen Jesus und den Pharisäern, das sich wieder mal am Verhalten der Jünger entzündete. Diese aßen, ohne sich vorher rituell die Hände gereinigt zu haben. Im Verlauf der Kontroverse fallen zwei wichtige Äußerungen zu den kultischen Reinheitsvorschriften. Einfach und anschaulich, aber theologisch brisant formulierte Jesus: »Nicht das, was durch den Mund in den Menschen hineinkommt, macht ihn unrein, sondern was aus dem Mund des Menschen herauskommt, das macht ihn unrein«. Und weiter unten ergänzt er: »Denn was aus dem Munde herauskommt, das kommt aus dem Herzen, und das macht den Menschen unrein.

Denn aus dem Herzen kommen böse Gedanken, Mord, Ehebruch, Unzucht, Diebstahl, falsche Zeugenaussagen und Verleumdungen. Das ist es, was den Menschen unrein macht; aber mit ungewaschenen Händen essen macht ihn nicht unrein« (Verse 11; 18ff).

Wie beim Sabbatdisput liegt Jesus nichts an einer weiteren Gelehrtenmeinung, hier zur Reinheitsfrage. Er verlässt die Streitlinie und lenkt auf eine fundamentale Einsicht, der niemand widersprechen kann. In typisch lebenskundlicher Manier verweist Jesus beinahe derb auf den Weg der Speise: Mund, Bauch, Abort. Was man esse, komme und gehe durch den Leib; das *Herz* bleibe unberührt. Allein böse Gedanken und Taten aus dem Herzen könnten Menschen verunreinigen.

Mit einem großen Bogen, der alle Kultgebote zur Reinheit hinter sich lässt, legt Jesus erneut den Finger auf die ursprüngliche Schöpfungsordnung. Im paradiesischen Anfangszustand hatten Adam und Eva reine Herzen. Das, und nur das zählte. Kultisch Reines oder Unreines gab es noch nicht. Unbefangen konnten die zwei Menschen Gott anschauen. Erst nach dem Vertrauensbruch zu ihrem Schöpfer mussten sie sich aus Angst und Scham verstecken. Aufschlussreich ist die Bemerkung in der Schöpfungserzählung, dass sich auch Adam und Eva nicht mehr so ansehen konnten, wie sie waren. Fortan brauchten sie *Schutz* voreinander, um sich Auge in Auge ertragen zu können.

Jesus beglückwünscht, die reinen Herzens sind, denn Ihnen eröffne sich eine natürliche Gottesbegegnung wie im Paradies. Die übernatürliche, glückselige Gotteschau im Himmel ist nicht Thema dieser Seligpreisung. Das Reich Gottes durchweht den irdischen Lebensraum der Menschen und in dessen *Tagwind* schreitet Jahwe nicht mehr als Bedroher einher. Wer seiner ursprünglichen Herzensstimme lauscht und danach lebt, wird seine Ängste und Scham vor Gott im lauen Wind heilender Nähe schmelzen sehen. Die reinen Herzens sind benötigen keinen Sicherungswall, sie schauen Gott schon in der Welt, in allen Dingen, auch in den Augen des Nächsten.

Zu den Barmherzigen und Herzensreinen gesellt Jesus in der letzten ethisch orientierten Seligpreisung die Friedensstifter. Sie seien glücklich zu nennen, denn man wird sie Söhne Gottes heißen.

Mahnungen zum Frieden sind kein Sondergut der späten Neuzeit unserer Zivilisation. In der Antike wurde der Friede kaum minder beschworen als heutzutage. Doch der Erfolg war ebenso kläglich. Besonders die Weisheitsliteratur der Völker ist durchwoben mit Aufforderungen zum friedlichen vertrauensaufbauenden Miteinander. Frühjüdischen Weisheitstexten ist das sogar ein zentrales Anliegen religiösen Charakters. Was sonst nur für den göttlich legitimierten König in Israel galt, nämlich der Ehrenrang als *Sohn Gottes* adoptiert zu sein, beansprucht die Weisheit

auch für den *Gerechten* (vgl. Weis 2,18). Und ausdrücklich zieht Jesus diesen Titel aller Titel auf Friedensstifter. Sie seien die Söhne (und Töchter) Gottes. Die futurisch ausgedrückte Zusage gilt wiederum nicht für die ewige Seligkeit. Sie spricht das neue Leben im hereinbrechenden Gottesreich an, das neben dem Schalom zwischen Gott und den Menschen auch die zwischenmenschlichen Zerwürfnisse heilen soll. Wer sich dafür einsetzt, setzt sich für Gott ein, wer Frieden bringt, bringt Gott. Wie muss das in den Ohren gesetzesfrommer Eiferer geklungen haben, die stolz waren auf diffizilste Kenntnis des Willen Gottes.

Die Friedensthematik taucht beim Gebot der Feindesliebe (Mt 5,44) wieder auf. Sie bildet den Höhepunkt des sechs Antithesen, wo Jesus ein wurzelgründiges Gebotsverständnis entwickelt. Dort will ich näher auf das weisheitliche Friedensanliegen eingehen.

Zum Abschluss der Preisungsreihe formulierte Matthäus einen eigenhändigen Vers. Die Vorlage aus der alten Herrenwortquelle »Q« endet nach der siebten Seligpreisung. Inhaltlich ist das Verfolgungs-Trost-Wort den nachfolgenden Versen elf und zwölf angeglichen. Diese sind parallel zu Lk 6,22f und stammen aus der Erfahrung heidnischer beziehungsweise jüdisch-synagogaler Bedrängnis. Wer wegen seiner Gerechtigkeit verfolgt werde, dem sei das Reich Gottes, muntert Matthäus die leidenden Christengemeinden auf. Und wer wegen Christus verleumdet oder gespottet werde, dessen Lohn sei groß im Himmel. Der Evangelist versucht diejenigen zu trösten, die keine Möglichkeit hatten, heidnischen Schikanen zu entgehen. So war es auch das Los vieler Propheten, ja das des Herrn selbst.

Eine nähere Analyse dieser Situation im ausgehende ersten Jahrhundert verlässt die Bergpredigt und stößt in ein Feld spekulativer Annahmen. Matthäus ist nicht auskunftsfreudig über die tatsächliche Lebenssituation der Neuchristen in Syrien. Für unser Interesse genügen die Pointen der sieben Glückpreisungen vollauf. Zum weiteren Verständnis der Bergpredigt schaffen sie Voraussetzungen, die unerlässlich sind.

* Bearb. Auszug aus: Kühlwein, Chaosmeister Jesus. Die Bergpredigt, Verlag Kath. Bibelwerk, Stuttgart 1999. Anmerkungen können dort nachgeschlagen werden.